

LOUISE FEIN
Das Buch der geheimen Wörter



GOLDMANN

Buch

Paris 1552: In Frankreich herrschen unruhige Zeiten. Die Erfindung des Buchdrucks bedroht die Macht von Kirche und Staat. Als die ehemalige Nonne Lysbette Angiers mit einem Manuskript in die Druckerei von Charlotte Guillard kommt, ahnt keine der beiden, wie weit die Mächtigen gehen werden, um die Verbreitung ihrer aufklärerischen Schrift zu verhindern. New York 1952: Milly Bennett ist studierte Historikerin. Doch als Hausfrau und Mutter hat sie kaum mehr Zeit für die Wissenschaft. Ihr Leben ändert sich schlagartig, als sie ein 400 Jahre altes Manuskript entschlüsseln soll. Schon bald gerät Milly in große Gefahr, denn das Dokument hat nichts von seiner bedrohlichen Kraft verloren ...

Weitere Informationen zu Louise Fein
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin finden
Sie am Ende des Buches.

Louise Fein

Das Buch
der geheimen Wörter

Roman

Deutsch von Sonja Hauser

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»The Book of Forbidden Words« bei William Morrow,
an Imprint of HarperCollins Publishers.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2026

Copyright © 2026 by Louise Fein

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: Rekha Arcangel/Arcangel Images/FinePic®, München

Sun and code graphic illustrations by Stephanie Singleton at Mendola Artists

Redaktion: Irmi Perkounigg

BH · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49740-9

www.goldmann-verlag.de

Für The Hex. Meine Lieblingshexen.

»Wer ein gutes Buch vernichtet,
tötet die Vernunft.«

John Milton

»Druckten alle Drucker nur etwas,
wenn sie sicher wären,
dass es niemanden kränkt,
würde nur sehr wenig gedruckt.«

Benjamin Franklin

Historische Anmerkung

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Johannes Gutenberg in Mainz eine Idee, die das menschliche Leben nachhaltig veränderte: Er ersann die Druckerpresse.

Was danach folgte, revolutionierte die westliche Welt und führte sie vom Feudalsystem des Mittelalters in die Moderne. Die Druckkunst ermöglichte es des Lesens und Schreibens mächtigen Durchschnittsbürgern (und auch ein paar Durchschnittsbürgerinnen), Gedanken zu verbreiten, seien es gute oder schlechte. Zutreffende oder auch falsche Nachrichten ließen sich jetzt, verglichen mit früher, blitzschnell in Umlauf bringen. Die Ära der Massenmedien war geboren.

Informationen befanden sich nicht länger ausschließlich in den Händen der Mächtigen – der Kirche und des Staates. Dies war eine weltbewegende Veränderung. Erstaunlicherweise erschienen schon kurze Zeit später erste feministische Pamphlete, in denen von Respekt vor und Gleichheit für Frauen die Rede war.

Im Jahr 1517, diesmal in Wittenberg, veröffentlichte ein anderer Mann, ein Mönch namens Martin Luther, fünf-undneunzig Thesen zum Christentum, zu deren Diskussion er einlud. Damals gab es keine Trennung von Staat und Kirche, alle glaubten an Gott und das Jenseits. Dass Luther

den Status quo infrage stellte, löste in Europa ein Beben aus, und es folgten viele Jahre brutaler Religionskriege in der Ära, die als Reformation in die Geschichte einging.

Heutzutage ist die heftige Auseinandersetzung darüber, ob man die Bibel aus dem Lateinischen in andere Sprachen übersetzen dürfe oder ob eine menschliche Seele sich durch Zahlungen an die Kirche retten lasse, nur noch schwer nachzuvollziehen. Letztlich ging es darum, sich gegen die Obrigkeit sowie den Reichtum der Kirche und der Herrschenden aufzulehnen, und darum, wer durch eine Veränderung gewinnen würde. Wer fürchtete, dass diese neuen Ideen zum Ende der bekannten Welt führen würden, klammerte sich verzweifelt an die bestehende Ordnung und verfolgte mit zunehmender Grausamkeit die »Ketzer«, die Wandel ersehnten.

Prolog

Paris, Juli 1552

Der Mond stand tief am wolkenlosen Nachthimmel.

Während sie kurz verharrte, um ihn zu betrachten, fragte sie sich, welche Zauberkraft ihn so gespenstisch dort oben im Dunkeln hielt, rund wie eine frisch geprägte Münze, fahl wie Buttermilch.

Doch zum Zaudern war keine Zeit, und so zog sie die Kapuze ihres Umhangs in die Stirn, damit der helle Streifen ihrer Haare ganz bedeckt war, und schlich in ihren Hausschuhen lautlos wie eine Katze, das Kopfsteinpflaster hart und rau unter ihren Füßen, zum Tor des Cimetière des Innocents im Herzen von Les Halles. Bevor sie ihn betrat, vergewisserte sie sich, dass niemand ihr folgte.

Denn die Lebenden, nicht die Toten, machten ihr Angst ...

Es herrschte vollkommene Stille.

Sie holte tief Luft, um sich zu sammeln, bevor sie weiterhastete. Den kurzen Weg hatte sie sich tags zuvor bei Licht eingeprägt. Das Manuskript befand sich in Sicherheit. Mit ein bisschen Glück würde es ihr noch vor Sonnenaufgang gelingen, es für die Nachwelt zu bewahren.

Nun bog sie in die Rue Saint-Denis ein, hielt sich in den Schatten der Häuser, ging nach links und wieder nach rechts, vorbei an einer großen Kirche und schließlich auf

einem sich windenden Pfad hinunter zum Fluss. Sein feuchter Geruch stieg ihr in die Nase. Als sie in Richtung Osten blickte, meinte sie zu erkennen, wie der Himmel über Paris heller wurde, aber vielleicht war das nur der Schein des Mondes, der nach wie vor glänzte wie ein polierter Perlmutterknopf.

An der Pont Notre-Dame, auf der sie leicht zu sehen wäre, hielt sie inne. Die Brücke führte über den Fluss zu der Insel in der Mitte, auf der die prächtige Notre-Dame de Paris die Bauten ringsum überragte. Die dicht an dicht stehenden Häuser entlang der Brücke boten keinerlei Fluchtmöglichkeit, wenn sie verfolgt würde. Keine Gasse, in die sie hasten, keine Mauer, hinter der sie sich verstecken könnte. Ihre Finger berührten ihr schmerzendes Handgelenk. Obwohl ihr Kopf und Rippen nach wie vor wehtaten, würde sie nicht weinen. Sie hatte schon genug sinnlose Tränen vergossen.

Der dunkle hohe Turm der Kathedrale Notre-Dame, der sich wie ein Finger in den fahlen Himmel erhob, erschien ihr wie eine Botschaft. *Gott wird dich in dieser, deiner Stunde der Not, nicht im Stich lassen.*

Ein sanfter Windhauch vom Fluss strich über ihre Haut. Sie lauschte. Kein Geräusch auf dem Kopfsteinpflaster, lediglich das Rauschen des Wassers. Mit wild pochendem Herzen und flachem Atem stolperte sie weiter. Den Blick auf das andere Ende der Brücke gerichtet, wagte sie es nicht, sich umzuwenden. Endlich befand sie sich wieder auf festem Boden, und als sie die Mauer des Klosters vom Heiligen Herzen vor sich sah, wären ihr vor Erleichterung fast die Tränen gekommen.

Nun musste sie nur noch bis zum Ende der Straße und dann nach links. Dort würde die Frau sie erwarten.

Ein Steinchen, nicht größer als ein Silberpenny, schlitterte neben ihrer linken Ferse vorbei. Das Geräusch hallte unnatürlich laut von der hohen Steinmauer wider. Feurige Angst durchzuckte sie. Sie drehte sich um. Kaum einen Meter hinter ihr ein schwarz gekleideter Mann mit Kapuze. Sie wich zurück, versuchte zu laufen, doch die Beine versagten ihr den Dienst.

Woher war er gekommen? Wieso hatte sie ihn nicht gehört?

Schon wurde sie am Arm gepackt und herumgewirbelt wie eine Feder im Wind. Sie erhaschte einen Blick auf sein Gesicht im Schatten der Kapuze. Erkannte ihn. Was für ein Schock!

»Bitte ...«

Doch ihre Worte, ihr Schluchzen, ihr Versuch, sich ihm zu entwinden, alles war vergebens, als er sie zu sich heranzog und mit seinem starken Arm an sich presste. Vor Angst schnürte es ihr die Kehle zu.

In seiner freien Hand blitzte ein Messer auf.

Für Gedanken oder Worte war keine Zeit mehr, als dumpfes Grollen ihre Ohren erfüllte und brennender Schmerz, wie sie ihn noch nie gespürt hatte, ihren Hals durchzuckte.

1

Milly

Levittown, Long Island, New York, November 1952

Der funktionale Bibliotheksbau duckt sich unter ein braunes Flachdach in einen Winkel des South Village Green. Sein hässliches Äußeres straft die Schönheit dessen, was sich hinter den unauffälligen Mauern verbirgt, Lügen. Die Bibliothek ist Millys Lieblingssort, egal, ob mit den Kindern oder ohne sie. Die Regale voller Bücher, ihr Geruch, die anderes Wissen und andere Welten als die ihren heraufbeschwören, versetzen sie zurück in eine geschichtsträchtige, von Privilegien durchdrungene Bibliothek, die außen so schön war wie im Innern. Dort hat sie vor dem Krieg viele herrliche Stunden, vertieft in ihre Studien, verbracht. Bevor ihr Traum von einem akademischen Leben zerquetscht wurde wie eine Zigarette unter dem Stiefel eines Soldaten.

Vor George. Vor Edward und Olive. Vor allem.

Es ist ein feuchter, rauer Morgen, Schnee liegt in der Luft wie die Ahnung einer schlechten Stimmung. Milly bleibt an der Tür stehen. Eigentlich sollte sie nach Hause gehen, die wertvolle Zeit nutzen, bevor sie Olive abholen, das Haus putzen, die Kleidung waschen, Georges Hemden bügeln und ein schmackhaftes Essen zubereiten muss, wie es sich für eine gute Ehefrau gehört. Nein, das kann warten.

Später wird sie mit Olive ein Spiel daraus machen. Vielleicht sollte sie dem Rat des Hexenzirkels, der aus den Müttern der Abbey Lane Elementary School besteht, folgen und sich eine Haushaltshilfe suchen. Aber die Vorstellung, eine Person in ihrem Privatbereich zu haben, mit der sie höflich Small Talk machen und der sie Anweisungen geben muss, verursacht ihr Übelkeit.

Als sie die helle, warme Bibliothek betritt, verflüchtigt sich ihre Anspannung. Sie atmet lange aus und rollt die Schultern. Wie üblich fühlt sie sich magisch von der kleinen Abteilung ganz hinten mit den klassischen Texten aus dem antiken Griechenland und Rom angezogen.

Milly betrachtet die Buchrücken: *Griechische Mythen und Sagen, Ilias, Odyssee*. Hier befinden sich nur die Haupttexte, aber die sind besser als nichts. Sie nimmt Herodots *Historien* aus dem Regal, fragt sich, ob sie den Band, den sie gerade erst vor zwei Tagen zurückgebracht hat, schon wieder ausleihen kann. Als Ablenkung von dem Unbehagen, das sie nach ihrer Begegnung mit Doris Sykes und dem Hexenzirkel beim allmonatlichen Dienstagmorgenkaffee der PTA, der Eltern-Lehrer-Vereinigung, noch immer begleitet.

George meinte, sie solle hingehen. *Ich weiß, es ist schwer für dich, Milly-Moo, aber wir sind jetzt ein halbes Jahr hier. Schau dir die Kinder an! Sie schließen Freundschaften und fügen sich ein. Bemüh dich, Kontakte zu den anderen Müttern zu knüpfen. Verbring Zeit mit ihnen, lern sie kennen. Während du mit ihnen Kaffee trinkst, können die Kinder mit ihren kleinen Freunden spielen. Pass dich an, sieh zu, dass du dir hier einen Bekanntenkreis aufbaust.*

Ich soll mich anpassen? Heute Vormittag ist sie sich vorgekommen wie ein Mischling bei einer Rassehundeschau. So viele Namen, elegante Kleider, perfekte Locken, lackierte Fingernägel und rot leuchtende Lippen. Die Blicke auf ihren geflickten Mantel, ihre nicht eingedrehten Haare und ihr ungeschminktes Gesicht. Vielleicht kennt sie sich mit Mode nicht aus, doch mit den Ohren hat sie kein Problem. Sie hörte ihr Kichern und ihr Getuschel über *Tweed* und *diese Schuhe*, während sie ihren formlosen Rock musterten, nachdem sie aus ihrem Anstoß erregenden Mantel geschlüpft war.

»Das ist Millicent Bennett«, zwitscherte Doris, legte einen Arm um Millys Schultern und zog sie in die Mitte des Hexenzirkels. »Sie ist mit ihrem Mann George von London hergezogen ...«

»Milly. Und es war Oxford.«

»Oxford, England, vor sechs Wochen, und ...«

»Vor sechs Monaten. Zuvor waren wir bei Georges Eltern in Kentucky, während er Arbeit suchte und das Haus hier fand. Zum Glück ist das ziemlich schnell gegangen. Ich hatte sowieso das Gefühl, dass wir zu lange dort waren. Georges Mutter Patricia und ich, wir haben uns nicht allzu gut verstanden, und ehrlich gesagt glaube ich, dass ihr Pferde lieber sind als Menschen, was ich sogar irgendwie verstehen kann. Es war schrecklich. Sie hatte Angst, dass die Kinder etwas kaputt machen, und auch für mich war's ein Eiertanz ...« Als alle sie anstarrten, merkte sie, dass sie den Mund halten sollte, doch sie war im Fluss. »George war mindestens einen Monat weg, und ich konnte ihr nichts

recht machen, am allerwenigsten das Kochen. Aber gibt's irgendjemanden, der so herrliche englische Gerichte wie Bubble and Squeak oder Toad-in-the-hole nicht mag?«

»Kaffee?«

»Lieber Tee. Milch, ein Stück Zucker.« Der Blick, den Doris und Sissy Friedland wechselten, entging ihr nicht. »Bitte.«

Während Doris in der Küche war, fragte Sissy Milly, was sie nach Amerika geführt habe. Da war Milly bereits so nervös, dass sie alles durcheinanderbrachte und in der falschen Reihenfolge erzählte.

»Der arme George, nach dem Krieg hatte er Mühe, in England einen Job zu finden. Nach unserer Hochzeit war er eine Weile mit der Air Force in Deutschland. Zwischen- durch ist er immer mal wieder nach Hause gekommen, wie hätten wir sonst die Kinder zustande gebracht?« Jemand kicherte, und Milly spürte, wie sie rot wurde. »Doch dann ist Mutter krank geworden, und er wurde aus dem Kriegsdienst entlassen und wollte nach Amerika, aber das ging nicht, weil Mutter Krebs hatte und ich ein Einzelkind bin, sonst war da niemand. Deswegen war es schwierig für ihn, Arbeit zu finden.« Sie atmete tief ein und redete weiter. »Er war so gut zu ihr, doch der Krebs hat sie trotzdem umgebracht, und England ist so grau und kaputt, und die Lebensmittelrationierung hat uns fertiggemacht, und da haben wir uns gedacht, es ist besser, wenn wir hierherkommen, wo es Jobs gibt und keinen Schutt und keine Trümmer.« *Halt den Mund, Milly. Hör. Auf. Zu. Reden.*

»Das mit Ihrer Mutter tut mir leid«, sagte jemand.

»Danke. Deswegen sind wir so lange im guten alten England geblieben. Es ging so langsam abwärts mit ihr, und ich konnte sie wohl kaum im Stich lassen, oder? Mein Vater war ja auch gestorben. Obwohl ich ihr am Ende nicht viel helfen konnte. Ich habe ihren Schmerz nicht ertragen. George konnte das besser. Er war der Stärkere von uns beiden.«

Milly zuckt zusammen bei der Erinnerung daran, was sie gesagt hat und wie die anderen Frauen einander daraufhin ansahen. Sie hatte so herzlos geklungen, was überhaupt nicht ihrem Gefühl entsprach. Der Tod ihrer Mutter hatte ein riesiges Loch in ihre Seele gerissen, das nichts und niemand füllen konnte, nicht einmal George. Mutter hatte sie auf eine Art und Weise verstanden wie niemand sonst auf der Welt. Sie und Vater hatten, als er noch lebte, etwas gefördert, das sogar Milly selbst als bizarre Besessenheit von allem Griechischen und Römischen erkannte und das anfang, nachdem sie im Alter von fünf Jahren ein Kinderbuch mit griechischen und römischen Mythen gelesen hatte. Sie hatte ihnen in den Ohren gelegen, Lateinunterricht zu bekommen, und später hatten sie ihr noch einen Privatlehrer für Altgriechisch bezahlt. Das hatte am Ende den Ausschlag dafür gegeben, dass sie einen Studienplatz im Somerville College ergatterte, wo sie sich mit jenen Sprachen und der antiken Welt beschäftigte.

Sie stellt den Band von Herodot ins Regal zurück. *Heute nicht.*

Wendet sich ab und marschiert zu der Abteilung mit moderner Literatur. Sie muss sich der Gegenwart zuwen-

den. Ja, Haare und Kleidung sind wichtig, aber zuerst sollte sie sich mit der amerikanischen Kultur befassen, wenn sie irgendwie hierherpassen möchte. Wenigstens muss sie es versuchen, das schuldet sie George und den Kindern.

Milly geht langsam an den Regalreihen entlang, atmet den muffigen Geruch der Bibliothek ein, lässt den Blick über die alphabetisch nach Autorennamen geordneten Bücher wandern. Als sie das Ende von »S« erreicht, räuspert sich links hinter ihr jemand, und sie zuckt zusammen.

»Entschuldigung, ich wollte Sie nicht erschrecken.« Miss Leeson, die Bibliothekarin, die den Kindern in der Märchenstunde vorliest. »Oh, Mrs Bennett! Ich hatte gar nicht gemerkt, dass Sie das sind. Brauchen Sie Hilfe bei der Auswahl?«

Unwillkürlich weicht Milly einen Schritt zurück. Die Frau steht so nahe bei ihr, dass sie die großporige Haut an ihrer Nase und den kleinen Damenbart über ihrer Oberlippe sehen kann. Sie liest die geschwungene schwarze Schrift auf dem Schildchen, das auf dem Kopf stehend an Miss Leasons Brust steckt. *Hi! Ich heiße Susan und helfe Ihnen gern.*

»Gütiger Himmel, Miss Leeson, Sie haben mir tatsächlich einen ganz schönen Schreck eingejagt.«

»Oje. Ich scheine die Menschen immer irgendwie zu überraschen. Das ist wirklich keine Absicht ...«

»Kein Problem. Ich habe mich schon wieder gefangen.«

»Wie geht's den Kindern?«

»Gut, danke. Edward ist in der ersten Klasse, und die kleine Olive gewöhnt sich gut im Kindergarten ein. Sie ist

immer beschäftigt. Nicht mehr lange, dann kann sie alle Buchstaben lesen und schreiben.«

»Alle Achtung, was für ein kluges Mädchen. Dann müssen Sie sie bald einmal mitbringen, damit sie sich ein Buch aussucht.«

»Das mache ich.«

Als Miss Leeson lächelt, meint Milly, Traurigkeit in ihrem Blick zu erkennen. Vielleicht hätte sie gern geheiratet und Kinder gehabt? In ihrem Alter könnte sie schon mit den Enkeln in den Park gehen. Möglicherweise hat sie einfach nicht den richtigen Mann gefunden. Milly fragt sich, warum. Miss Leeson ist nett. Ein bisschen seltsam, aber aufrichtig. Und Aufrichtigkeit, besonders bei Frauen, wird zu wenig Wert beigemessen.

»Nicht vergessen: Die Geschichtenstunde findet zweimal täglich statt, jeweils um zehn Uhr vormittags und um zwei nachmittags.« Miss Leeson's Blick wandert von Milly zu den Bücherregalen in ihrem Rücken. »Da drüben haben wir einige wunderbare Liebesromane, wenn Sie Lesestoff für sich selbst suchen.« Sie deutet auf den hinteren Bereich. »Und da sind die ernsthafteren Texte ...« Milly scheint sie mit großen Augen angesehen zu haben, denn Miss Leeson errötet und sagt: »Wenn Sie keine Hilfe benötigen, lasse ich Sie jetzt allein.«

Miss Leeson wendet sich mit hängenden Schultern von Milly ab. Ist die Bibliothekarin einfach einsam? Ein Gefühl, das Milly nur zu gut kennt.

»Nein, warten Sie, Miss Leeson. Ich könnte tatsächlich Hilfe gebrauchen, denn ich würde gern die Werke ameri-

kanischer Autoren lesen, um ein besseres Gefühl für Geschichte und Kultur dieses Landes zu bekommen. Vor meiner Heirat und meiner Übersiedlung hierher und natürlich auch vor dem Krieg war ich an der Universität. Ich habe Altgriechisch und Latein am Oxforder Somerville College studiert.« Sie schweigt kurz; Miss Leeson blinzelt hinter ihrer Brille. *Zu viel*, denkt Milly. *Wieder*. »Was mir im Augenblick allerdings nicht sonderlich viel nützt.« Sie zeigt auf die unter dem Buchstaben »S« eingeordneten Bücher. »Ich suche nach Romanen von John Steinbeck – *Von Mäusen und Menschen* oder auch *Früchte des Zorns*. Aber ich kann sie nicht finden. Sind sie alle ausgeliehen?«

Miss Leeson wird blass. »Oh!«, seufzt sie und wendet sich um.

»Was ist denn?«

»Ich fürchte, diese Bücher haben wir nicht, Mrs Bennett.« Sie tritt näher an Milly heran und senkt die Stimme. »Und auch sonst nichts dergleichen. Da Sie nicht von hier sind, wissen Sie vermutlich nicht Bescheid, oder?«

»Worüber?«

Wieder blickt sich Miss Leeson in der Bibliothek um, schaut zu den Leuten hinüber, die die Werke in den Regalen neben ihnen betrachten. Abgesehen von den Geräuschen, die verursacht werden, wenn jemand ein Buch auf einen Tisch legt, abgesehen auch vom brummenden Licht an der Decke und Millys Puls in ihren Ohren, herrscht Totenstille.

Miss Leeson schluckt. »Steinbeck ist ...« Sie verzieht das Gesicht, formt mit den Lippen das Wort »Kommunist«.

»In unserer Bibliothek haben wir nur akzeptable Bücher«, erklärt sie ein wenig lauter. »Wer sich etwas bei uns ausleiht, kann sicher sein, nichts Unpatriotisches, Gotteslästerliches, sexuell Explizites oder sonst wie Unangemessenes vorzufinden.« Sie leiht das herunter wie eine ihr nur zu bekannte Litanei.

Milly merkt, wie sie tiefrot wird, als die anderen Anwesenden sich ihnen zuwenden.

Was um Himmels willen denken sie? Wonach hat sie sich ihrer Meinung nach erkundigt? Sie spürt die kritischen Blicke der Bibliotheksbesucher. Dabei hat sie doch nur nett sein wollen! Empörung regt sich in ihr.

»Ich wollte niemandem zu nahe treten«, presst sie hervor.

Miss Leeson tritt einen Schritt heran. »Kommen Sie doch kurz mit in mein Büro, ja?«, flüstert sie Milly zu.

Sie legt Milly eine Hand auf den Rücken und schiebt sie zwischen den Regalen hindurch zu einer Tür im hinteren Teil der Bibliothek.

Sobald sie auf den harten Stühlen in der Mitte des kleinen Raums sitzen, der offenbar als Miss Leasons Büro dient, verflüchtigt sich Millys Verärgerung. Miss Leeson mit dem unordentlichen Dutt, der dicken Brille und den Hängebacken ist ein bemitleidenswertes Wesen. Das hier ist ihr kleines Reich. Dieser traurige Stapel Bücher, die darauf warten, abgestempelt zu werden. Dazu die Bibliotheksausweise, die ausgestellt, und die Kataloge, die gesichtet werden müssen.

»Ich wollte Sie draußen nicht in Verlegenheit bringen,

aber all das *muss* ich sagen, wenn ich meinen Job nicht verlieren möchte.«

»Miss Leeson, wirklich ...«

»Susan. Wir kennen uns lange genug, und nun ...«, wieder dieses nervöse Kichern, »... nun lernen wir uns noch besser kennen.«

»Gut, dann also Susan. Vermutlich sollten Sie mich dann auch Milly nennen, aber ich ...«

»Es ist so, Milly ...« Susan springt von ihrem Stuhl auf, huscht um den Schreibtisch herum, der in die Ecke des Raums gequetscht steht, und taucht dahinter ab. »Es gibt zahlreiche Gründe, warum diese Bibliothek gewisse Bücher nicht vorrätig hält – Beschreibungen von Obszönität, abweichendem Sexualverhalten, kommunistischen Ideen, Blasphemie. Die Liste ist lang.« Milly hört sie herumkramen. »Mr Sullivan, das ist mein Chef, nimmt es in dieser Hinsicht sehr genau.«

»Das tut mir leid«, meint Milly, die so schnell wie möglich aus diesem engen Raum hinaus und nicht länger mit Susan allein sein möchte. »Ich wollte Ihnen wirklich keine Probleme bereiten. Hoffentlich habe ich keinen Anstoß erregt. Ich sollte jetzt gehen ...«

»Moment noch ...« Susan richtet sich, ein Buch in der Hand, auf. »Ich hab's gefunden!« Sie eilt zu Milly zurück und reicht ihr triumphierend den Band.

Von Mäusen und Menschen liest Milly auf dem Umschlag. Sie hebt erstaunt den Blick. Susan lächelt breit, ihre Zähne wirken ein wenig zu groß für ihren Mund.

Milly wendet sich wieder dem Roman in ihrer Hand zu.

»Ich verstehe nicht ganz«, sagt sie schließlich. »Warum haben Sie dieses verbotene Buch?«

»Das Buch an sich ist nicht verboten, es darf nur nicht in den Bibliotheken der Gegend ausgeliehen werden. Wenn Sie wieder einen Band mit ... sagen wir, *kontroversen* Inhalt möchten, fragen Sie mich einfach unauffällig danach. Ich habe hier drin eine wachsende private Sammlung, ausschließlich für einen kleinen Kreis anspruchsvoller Kunden.« Sie stemmt die Hände in die Hüften und sieht sich um. »Mr Sullivan wagt sich nie in mein Reich, weswegen sie in diesem Raum vollkommen sicher ist.«

»Du liebe Güte.«

»Ich persönlich bin der Ansicht ...«, fährt Susan fort, »... dass es möglich sein sollte, ohne Einschränkung Bücher zu lesen und über sie zu diskutieren. Sie als College-Mädchen stimmen mir da doch bestimmt zu, oder?«

Milly ertappt sich dabei, wie sie zurücklächelt. »Stimmt.«

»Aber jetzt muss ich zurück an die Arbeit. Bringen Sie mir den Band einfach wieder, wenn Sie damit fertig sind. Vielleicht können wir uns ja beim Kaffee darüber unterhalten, wie Sie den Roman finden.«

Milly legt den Kopf ein wenig schief, beginnt, Susan in neuem Licht zu sehen. Sie ist ganz anders als die Frauen vom Hexenzirkel. Und über ein Buch zu plaudern statt über die Faulheit von Haushaltshilfen, abblätternen Nagellack oder was auch immer, wäre wirklich erfrischend. »Gern.«

»Ach, und noch eins: Behalten Sie das bitte für sich, ja? Nicht einmal Ihr Mann darf erfahren, dass ich Ihnen diesen Text geliehen habe.«

»Verstanden.« Milly hält den Band in die Höhe. »Und versprochen. Geheimnisse sind bei mir gut aufgehoben.«

Später gehen Milly, das Buch sicher in ihrer Handtasche verstaut, und die vierjährige Olive, die ihr fröhlich von ihren Erlebnissen im Kindergarten erzählt, Hand in Hand die Old Oak Lane entlang zu ihrem Haus, der Nummer 26. Da sie nicht in Eile sind, ist es eher ein Mäandern. Zuerst haben sie am Spielplatz haltgemacht, damit Olive Karussell fahren und wippen konnte, danach schob Milly sie eine Weile auf der Schaukel an. Hinterher waren sie am Entenweiher. Von dort haben sie eine halbe Stunde statt der sonst üblichen fünfzehn Minuten gebraucht, da sie unterwegs Blätter sammeln, Steine begutachten und Katzen streicheln mussten. Am Ende verkündete Olive, sie habe Hunger, weswegen sie den letzten Teil der Strecke ein wenig schneller zurücklegten.

Erst als Milly die Nummer 22 erreicht, fällt ihr der Mann vor ihrer Haustür auf. Sie erkennt ihn nicht gleich, weil er einen wadenlangen Mantel, einen Hut und einen Schal trägt, der sein Gesicht halb verdeckt.

»Wer ist denn der Mann?«, fragt Olive und deutet mit ihrem kleinen behandschuhten Finger auf ihn.

Milly will gerade antworten, sie habe keine Ahnung, als sie bemerkt, dass der Vorhang im Haus Nummer 25 sich bewegt und Mrs Humphries verstohlen zu ihr herüberschaut, während sie sich an ihren Rosenbüschen zu schaffen macht.

Da wendet sich der Mann zu ihr um.

»Ach.« Milly bleibt so abrupt stehen, dass Olive beinahe ins Stolpern gerät.

»Mummy, ist der böse?« Sie drückt sich an Milly, hält sich an ihrer Hand fest.

»Nein.« Milly atmet deutlich vernehmbar aus, bevor sie einen Schritt nach vorn macht und Olive mitzerzt, sodass diese laufen muss, um mit ihr Schritt zu halten. »Er ist ein *guter* Mann. Der allerbeste. Aber ich hatte nicht erwartet, ihn je wiederzusehen.«

Milly blickt den Herrn an, der die Hand zum Gruß hebt. Plötzlich scheinen die Jahre wie weggewischt, und Milly ist wieder im Krieg, in der Holzbaracke in Buckinghamshire. Ihre Augen sind geschwollen und brennen vom grellen Licht. Sie hat einen trockenen Hals, von draußen dringt eine wilde Mischung von Geräuschen herein. Sie erinnert sich, wie sie in der intensiven Hitze des Sommers und der betäubenden Kälte des Winters über ihren Schreibtisch gebeugt saß. Endlos lange, stumpfsinnige Stunden, in denen sie gegen den Schlaf ankämpfte und sich zu konzentrieren versuchte, weil Leben, so viele Leben davon abhingen. Und zwischen den Schichten herrliche Entspannung mit Musik, Tanz, Theateraufführungen, Geplauder, Mahlzeiten und Kameraderie. Lachen. Damals war sie, vielleicht zum ersten und einzigen Mal, einer Gruppe zugehörig, schloss Freundschaften und errang sich den Respekt ihrer Vorgesetzten.

Das erste und einzige Mal war sie Teil von etwas wirklich Wichtigem.

Und nun ist er hier, unerwartet und fehl am Platz, der Mann mit den sanften Augen, der etwas in ihr erkannte, das den meisten Menschen entgeht, weil sie nur das sehen, was sie sehen wollen.

Milly hastet schwer atmend den Gartenpfad entlang, bleibt vor ihm stehen, merkt kaum, dass sie nach wie vor Olives kleine Hand fest in der ihren hält.

»Mr Harvey-Jones«, flüstert sie. Wie seltsam, seinen Namen nach all der Zeit auszusprechen. Seine Haare sind ein bisschen grauer, und er steht ein wenig gebeugter da, als sie in Erinnerung hat. Doch der freundliche Blick seiner Augen hat sich nicht verändert. »Wie um Himmels willen haben Sie mich gefunden?«

Er reagiert mit einem schiefen Grinsen, und seine Schultern bewegen sich, als wollte er sagen: *Das ist kompliziert* und *Es tut mir leid*. Aber da ist nichts, was ihm leidtun müsste.

Ihn hier vor ihrer Tür zu sehen, lässt sie trotz George, trotz der Kinder und ihres neuen Lebens in Amerika begreifen, wie breit der Abgrund ist, der sich seit jenen außergewöhnlichen Jahren in Bletchley Park aufgetan hat, wo es ihnen, obwohl eigentlich kaum eine Chance bestand, gelang, den unknackbaren Enigma-Code der Deutschen zu entschlüsseln und dazu beizutragen, dass der Zweite Weltkrieg endete.

2

Charlotte

Rue Saint-Jacques, Paris, Juli 1552

Das Mittagsläuten von Saint-Benoît, das die Gläubigen zum Gebet rief, markierte den Zeitpunkt, als Charlotte Guillaards Leben eine Wendung vom Praktischen zum Erleuchteten nahm. Natürlich ereignete sich diese Erleuchtung nicht augenblicklich. Eine solche sofortige Klarheit des Blicks war Heiligen vorbehalten. In ihrem Fall sollte der Herr, der vielleicht meinte, sie überzeugen zu müssen, ihr seinen Plan über mehrere Tage hinweg auf zunehmend beunruhigende Weise enthüllen. Doch das Läuten dieser Glocken würde sie tagtäglich an den Moment erinnern, der alles in ein Zu- vor und ein Danach teilte.

An jenem Julimorgen verlief ihr Tag bis zum Sechsuhr- läuten völlig normal. Charlotte stand beim Hahnenschrei kurz vor der Morgendämmerung auf, wusch und zog sich an und begab sich schnurstracks zu den Werkstätten, wo ihre Gesellen und deren Lehrlinge bereits an den sechs Druckerpressen arbeiteten, Lettern setzten, Tinte mischten und auftrugen und Papier ausbreiteten. All das wurde von Frédéric, ihrem bislang besten Korrektor und Setzer, überwacht. Aber obwohl sie wusste, dass ihm weder der kleinste Rechtschreibfehler noch irgendeine Ungenauigkeit in einer

Übersetzung entgehen würde, war ihre Anwesenheit nötig, um ihre zweiunddreißig Drucker wie auch die Verkäufer in ihrer Buchhandlung, ihre Illustratoren, Buchhalter und Bediensteten daran zu erinnern, dass sie, nicht er oder irgendein anderer Mann, ihrem Druckimperium vorstand, den zugehörigen Werkstätten, Lagerhäusern, dem Laden und den Wohnquartieren, die sich entlang der Rue Saint-Jacques unter dem Zeichen von *Soleil d'Or*, der goldenen Sonne, erstreckten.

Um sechs Uhr nahm Charlotte ihren Becher Wein und ihr Frühstück, bestehend aus Eiern, mit den Arbeitern im großen Speiseraum ein. Frédéric trat, einen Stapel Papier unter dem Arm, zu ihr und sank auf einen Stuhl. Von dort aus ließ er den Blick über die Gesellen schweifen, die mit ihrer Mahlzeit, Gesprächen über Geldmangel, Frauen und Hahnenkämpfe, gewonnene wie verlorene, beschäftigt waren. Er begann, leise mit Charlotte zu sprechen.

»Ich habe mich bei sämtlichen Papierlieferanten der Stadt umgesehen«, erklärte er, »und das ist das Beste, was ich finden konnte.«

Charlotte nahm ein paar Bogen und hielt sie in das Licht, das durch das hohe Fenster hinter ihr strömte, wobei ihre Goldringe glänzten. Das Papier war von auffallend unterschiedlicher Stärke, an manchen Stellen so dünn, dass es mit Sicherheit an den Falzen und Rändern reißen würde.

Sie wandte sich Frédéric zu. »Diese Qualität reicht nicht. Wenn wir diesen ... *Schund* verwenden, platzen die Seiten und liegen nicht flach. Dann lösen sich die Bücher inner-

halb weniger Jahre auf. Mit so etwas kann ich meinen Ruf nicht aufs Spiel setzen.«

»Ich weiß. *Corpus iuris civilis* können wir auf dem Mist nicht drucken.« Sie betrachteten die Muster traurig.

»Aber was sollen wir machen?«, fragte Charlotte, der das Frühstücksei plötzlich schwer wie ein Stein im Magen lag. Vor ihrem geistigen Auge tauchten Bilder von unzufriedenen Kunden auf, die verlangten, dass ihre Aufträge noch einmal ausgeführt wurden, oder die, noch schlimmer, ihr Geld zurückwollten. »Wenn die Anwälte das hier sehen, verliere ich das gesamte künftige Universitätsgeschäft noch vor dem heutigen Abendgebet.«

»Die Papierlieferanten lachen über uns«, murmelte Frédéric. »Sie nutzen die Tatsache, dass wir legal nur von ihnen kaufen können.«

»Ich bringe sie vor Gericht«, verkündete Charlotte, fast bevor sie den Gedanken gefasst hatte. »Es darf nicht sein, dass die Papiermacherzunft sich die Taschen füllt, während unser Gewinn immer weiterschrumpft. Bestimmt leidet auch Yolande Bonhomme von der Druckerei Kerver. Wir gehen gemeinsam vor.«

»Mit der Papiermacherzunft können Sie sich nicht anlegen ...« Frédéric's Augen weiteten sich. »Die ist zu mächtig ... Sie besteht aus *Männern*, Madame. Aus Männern, die nicht nachgeben.«

Charlotte schnaubte. »Das ist mir klar, Frédéric. Doch wenn das Gericht es uns erlaubt, das Papier direkt bei den Papiermühlen zu kaufen, haben wir die Kontrolle über die Qualität. Das ist langfristig die beste Lösung.«

»Aber Madame ...« Frédéric schienen die Worte zu fehlen. »Das wäre ... sehr mutig.«

»Du meinst dumm.«

»Nun ...«

»Hast du eine bessere Idee?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich bin keine sechzig Jahre alt geworden, um mich davon unterkriegen zu lassen.«

»Madame, seien Sie vorsichtig. Sollte die Zunft erfahren, dass Sie sie vor Gericht bringen wollen ... Das könnte gefährlich werden.«

Wieder in der Werkstatt, blätterte Charlotte durch die Halbbogen der frisch gedruckten französischen Ausgabe von *Apophthegmata Patrum*. Das Vorwort der kleinen Sammlung erbaulicher Aussprüche aus der Antike, verfasst von Desiderius Erasmus, fehlte.

Sie wandte sich mit scharfer Miene Nicolas zu. Der Setzer stand mit verschränkten Armen hinter ihr und verdrehte die Augen in Richtung des Lehrlings, der neben ihm lümmelte.

»Du hast das Vorwort weggelassen, Nicolas. Warum?« Sie schaute hinüber zu dem dicken, bereits fertigen Stapel Papier. »Fehlt es dort auch?«

»Ich hielt es nicht für wichtig, Madame. Und indem wir es weglassen, spare ich Ihnen die Kosten für einen ganzen Bogen bei so wenigen Worten ... Der Mann ist tot, es wird

ihm nichts ausmachen.« Der Lehrling kicherte. Charlotte trieb es ihm mit einem strengen Blick aus.

»Manch einer würde sagen, die Veröffentlichung eines Werkes von diesem Mann sei Ketzerei ... Madame«, meinte Nicolas.

»Dass das klar ist, Nicolas: Es ist meine, allein meine Entscheidung, was wir drucken und wo wir Kosten sparen.« Charlottes Puls raste. Allerdings hatte der Mann mit dem letzten Punkt recht. In dieser intoleranten Welt wandelte sie auf einem stetig schmaler werdenden Grat und wurde zu immer konservativeren Entscheidungen darüber gezwungen, was sie drucken, verbreiten und verkaufen würde. Die Spannung zwischen dem, was sie als so wichtig erachtete, dass es der Welt zugänglich gemacht werden sollte, und dem, was die Kirche, der König oder die Richter im *Parlement*-Gericht möglicherweise verboten – oder noch Schlimmeres –, begleitete sie seit geraumer Zeit.

Ihr Anwalt Monsieur Riant hatte ihr dringend geraten, dies die letzte Auflage von Erasmus' Werk sein zu lassen, die Charlotte produzierte. Sie erinnerte sich gut an den Aufruhr über seine *Colloquia familiaria*, in denen er sich über gierige Geistliche, heuchlerische Rituale und Wunder lustig machte und erklärte, der priesterliche Zölibat solle einem ganz normalen Eheleben weichen. Das *Parlement* hatte die Verbrennung sämtlicher Exemplare angeordnet, und jeder, der beim Lesen der *Colloquia* ertappt wurde, sollte hingerichtet werden. Der Papst nannte Erasmus, Protestanten und Katholiken gleichermaßen verhasst, den Anführer aller Häretiker, während Charlotte ihn als Befürworter von Frie-

den, Freiheit und Toleranz kannte, der offen Kritik an der Verbrennung von Büchern und Ketzern übte. Erasmus war mit Verlegern überall befreundet gewesen.

Auf ihre ruhige und entschlossene Art hatte Charlotte sich geschworen, seine Werke so lange wie irgend möglich weiterzudrucken. Doch nun war ihr klar, dass das allmählich zu gefährlich wurde.

Trotzdem war Nicolas' Vorgehen unbotmäßig. Sie holte tief Luft, um ihre Wut zu zügeln. Es gab immer jemanden wie ihn, einen missgünstigen jungen Hengst, der es als den Gesetzen der Natur widersprechend erachtete, dass eine alte Stute wie sie Macht besaß, besonders über ihn.

»Erasmus würde sich im Grab umdrehen, wenn er dich so reden hören könnte«, schalt sie Nicolas. »Du verhältst dich nicht nur den Toten gegenüber respektlos, sondern scheinst auch nicht zu wissen, dass Menschen aus sämtlichen Teilen Europas, die diese Bände erwerben wollen, das genau deshalb tun, weil sie die Werke dieses großen Mannes bis in alle Ewigkeit in gedruckter Form sehen möchten. Das ist der Sinn dessen, was wir hier machen.« Sie holte erneut tief Luft. »Und vergiss nicht: Wenn ich Kosten sparen möchte, kann ich das auch, indem ich dir und deinem Lehrling den Lohn kürze. Es gibt genug Leute, die liebend gern deinen Platz einnehmen würden.« Jetzt war kein Kichern mehr zu hören. »Setze das Vorwort, dann sorgt Frédéric dafür, dass es diesen Exemplaren vorangestellt wird.« Sie deutete auf den Stapel Halbbogen, die darauf warteten, gebunden zu werden.

Charlotte entfernte sich mit vorgerecktem Kinn; sie

spürte, wie sich die finsternen Blicke ihrer Arbeiter in ihren Hinterkopf einbrannten. Sie durften ihr nicht die geringste Schwäche anmerken. Charlotte war alt genug, um zu wissen, wie die Welt der Männer funktionierte.

Doch mit ihren eigenen Worten hatte sie quälende Gedanken formuliert, die seit Monaten in ihrem Gehirn gärten. Jeder Tag, der verging, brachte sie dem Ende näher. Wer wusste schon, wie lange sie noch auf dieser Erde weilen würde? Diese Frage ließ die bedrückende Erkenntnis reifen, dass sie, anders als Erasmus, nichts von echtem Wert hinterlassen würde, wenn sie von dieser Welt in die jenseitige wechselte. Vielleicht hatte ihre Sehnsucht damit zu tun, dass sie kinderlos geblieben war. Möglicherweise auch damit, dass sie ihr Leben damit verbracht hatte, die Worte anderer auf Papier zu bewahren. Natürlich war sie stolz darauf. Und ihre Druckermarken in allen von ihr gedruckten Büchern zu sehen, begeisterte sie nach wie vor – doch wo blieb *sie* dabei?

Wo war das Wesen von Charlotte Guillard?

Der Drang, etwas, irgendetwas zu tun, das an *sie* erinnern würde, wenn sie einmal nicht mehr wäre, plagte sie wie das Jucken von Flohbissen.

Sie machte weiter die Runde, überprüfte den Satz der neu übersetzten Werke der Kirchenväter ins Lateinische, die sie für ihren langjährigen Kunden, den Kartäusermönch Godefroi Tilmann, drucken sollte. Alles schien in Ordnung zu sein. Im Verlauf des Morgens spürte sie, wie die Sonne heißer herniederbrannte, dazu einen Druck hinter den Augen, der davon herrührte, dass sie bei schlechtem Licht

las, sowie Kreuzschmerzen, da sie zu viele Stunden damit verbrachte, sich über Druckerpressen, Papier, Illustratoren und Buchhalter zu beugen.

Nach der Hälfte des langen Vormittags gestattete sie sich eine kurze Pause für einen Becher Wein und ihre Lieblingszwischenmahlzeit, in Honig getauchtes Brot. Draußen im Hof zwischen den Werkstätten und Charlottes Wohnbereich war alles nach Wochen ohne Regen so staubig und trocken wie Anmachholz. Die Luft war schwül und schwer, von der Straße jenseits der Gebäude stieg ein leichter Abwassergeruch auf. Auf dem Weg ins Haus kreisten ihre Gedanken um das Papierproblem. Sie musste ihrem Anwalt Monsieur Riant und Yolande Bonhomme schreiben, die sich ihr bei der gerichtlichen Klage hoffentlich anschließen würden, durch die sie erwirken wollte, dass sie das Papier auch anderswo, nicht mehr ausschließlich über die Zunft, erwerben durften.

Ihr verstorbener erster Mann hatte dieses Haus erbaut, das sich so nahe der ehemals ehrwürdigen Pariser Universität befand. Nun jedoch war sie eine Brutstätte vom Großinquisitor Antoine de Mouchy angestachelter Ketzerjäger. Zu wissen, dass dieser Wahnsinnige nur ein paar Meter entfernt in seinem Bau saß, verursachte Charlotte trotz des heißen Tages eine Gänsehaut. Sie überquerte den Hof, auf dem Teller und Töpfe vom Frühstück darauf warteten, gesäubert zu werden, und Karren voller Wäsche, welche die Bediensteten zum *lavoir* bringen sollten. Als sie mit gesenktem Kopf um sie herumging, stieg ihr aus ihrem Pomander ein Geruch nach Orangen, Moschus und Nelken in die

Nase. In dieser intensiven Hitze würde der Gestank von der Straße bis zum späten Nachmittag unerträglich werden.

In der Abgeschiedenheit ihres Arbeitszimmers sank Charlotte ächzend auf den Stuhl hinter ihrem Schreibtisch. Sie lehnte sich gegen die harte lackierte Rückenlehne. Ein riesiger Stapel Korrespondenz musste bearbeitet werden. Die Luft war stickig und heiß, Schweiß rann ihren Rücken hinunter, und er sammelte sich unter ihren Achseln. Sie öffnete das Fenster, in dem aussichtslosen Versuch, frische Luft in den Raum zu lassen. Frédéric's warnende Worte gingen ihr nicht aus dem Kopf. *Madame, seien Sie vorsichtig. Sollte die Zunft erfahren, dass Sie sie vor Gericht bringen wollen ... Das könnte gefährlich werden.*

Frédéric hatte recht.

In Paris lauerten Spione in allen Gesellschaftsschichten, in Kirchen- und Adelskreisen, aber auch bei Händlern und Anwälten. Das Spektrum reichte von Ketzerjägern über Leute, die Geschäftsgeheimnisse ausspähen wollten, bis zu denen, die auf Profit aus waren. Charlotte dankte stumm ihrem toten zweiten Ehemann Claude dafür, dass er ihr die Kunst des Verschlüsseln beigebracht hatte.

Sie öffnete die Schreibtischschublade, um Papier herauszuholen. Während sie überlegte, was sie ihrem Anwalt, Monsieur Riant, mitteilen würde, entfernten ihre Finger die falsche Rückwand der Lade, hinter der sich ein Geheimfach verbarg. Darin ertastete sie das zusammengelegte Vellum, das dicker und kostbarer war als normales Papier. Sie entfaltete es und betrachtete die Buchstaben und Symbole des Codierungsverfahrens, das Claude ihr beigebracht

hatte und die sie nun für ihre Korrespondenz mit Riant verwenden würde. In seinem Besitz befand sich ein ähnliches Blatt mit dem Schlüssel.

Da drang das Mittagsläuten durchs offene Fenster herein.

Im selben Moment klopfte es an der Tür zu ihrem Arbeitszimmer. Hastig schob sie das Blatt mit den Buchstaben und Symbolen zurück in sein Versteck und brachte die Rückseite der Schublade wieder an.

»Herein!«, rief sie, während sie die Lade schloss.

Eine Besucherin wurde hereingeführt, eine Frau, die sie nicht kannte.

Sie war groß gewachsen und schlank und gekleidet wie eine Dame aus dem niederen Adel. Ihr ungeschminktes Gesicht war, obwohl nicht jung, so schön, dass Charlotte kurz der Atem stockte. Trotz ihres ansonsten blassen Gesichts hatte die Frau rote Wangen, und ihr Blick huschte über den Raum, als hätte sie Angst, in den dunklen Winkeln Gefährliches zu entdecken.

»Lysbette Angiers«, verkündete die Bedienstete, die sie hereingeführt hatte. »Sie sagt, sie sei die weite Strecke von Calais hierher eigens zu Ihnen gereist, Madame.«

Mit dem Eintreten dieser Frau erwachten urplötzlich Charlottes Sinne. Ein Luftzug bewegte raschelnd die Papiere auf ihrem Schreibtisch.

Und der Himmel sah zu.

3

Lysbette

Chelsea bei London, November 1524

Lysbette Angiers stand, bis auf die Knochen durchnässt und heftig zitternd, auf der Schwelle einer riesigen Küche in dem prächtigsten Gebäude, das sie je gesehen hatte und das nun ihr Zuhause sein sollte. Was die junge Lysbette in ihrem erschöpften und unterkühlten Zustand gleichermaßen aufregend wie beängstigend fand.

»Nun Sorge um Himmels willen jemand dafür, dass das Kind mir nicht den ganzen Boden nass macht!« Die Frau, die das brüllte, vermutlich die Köchin, musterte Lysbette unter ihrer Haube hervor finster, ihre Wangen bebten bedrohlich. Gleichzeitig fuchtelte sie mit einem mehlbedeckten Nudelbrett herum, als könnte sie so dem Tropfen Einhalt gebieten. Hinter ihr entdeckte Lysbette einen halb ausgerollten Teigbatzen auf einem schweren Eichenholztisch. Dampf stieg von einem großen Topf daneben auf, aus dem es verlockend nach frisch zubereitetem Stew roch. Ihr leerer Magen begann zu knurren.

Die Frau machte zwei Schritte auf Lysbette zu und stieß einen Fluch aus, als sie in die Pfütze trat, die sich um Lysbettes Füße bildete.

»Verdammt! Wenn ich in dem Wasser ausrutsche und

mir den Kopf aufschlage ...« Das Gesicht der Köchin wurde rot. »Was macht ihr dann ohne mich?« Sie wedelte mit ihrer Schürze vor Lysbette herum, als wollte sie einen streunenden Hund vertreiben.

Eine raue Hand packte Lysbette grob am Nacken ihres Umhangs, sodass sie halb hochgehoben, halb zu dem riesigen Kamin gezerzt wurde, in dem eine Rinderhälfte an einem Spieß briet und das Fett knallend und zischend auf ein riesiges Auffangtablett darunter tropfte. Zwei Hände lösten den Verschluss des Umhangs und schälten Lysbette aus dem durchnässten Kleidungsstück.

Da schlug die Küchentür so laut zu, dass Lysbette zusammenzuckte. Nun war das Geräusch des prasselnden Regens nur noch gedämpft zu hören. Während der Fahrt durch den nie nachlassenden sintflutartigen Regen hatte Lysbette sich gefragt, ob England sich immer so präsentierte. Bisher hatte sie nur Negatives über dieses Land gehört: schreckliches Essen, stinkende Menschen mit schlechten Manieren und übles Wetter. Sie fühlte sich so weit von Brügge mit seinen belebten Wasserstraßen, Stadtplätzen und stattlichen Gebäuden entfernt, dass sie fast meinte, in der Hölle gelandet zu sein. Plötzlich hatte sie Heimweh nach dem Geruch frisch gebackenen Brotes von dem Bäcker an der Straßenecke und dem aufgeregten Geschnatter ihrer Freundinnen, wenn sie sich vor der Klosterschule trafen. Nach ihrer Mutter, die sich ihr zuwandte, um sie zu begrüßen, wenn sie ins Haus kam. Als ihr Herz einen Schlag aussetzte, zwang sie sich hastig, ihre Gedanken auf die Gegenwart zu richten, bevor ihr Tränen in die Augen schießen konnten.

Lysbette trat ein wenig näher an das lodernde Feuer heran und streckte ihre vor Kälte tauben Hände in der Hoffnung aus, dass die Wärme sie wieder zum Leben erwecken würde. Dabei spürte sie den Blick zweier dunkelbrauner Augen auf sich. Sie gehörten einem kleinen schmutzigen Jungen, der bei der Feuerstelle kauerte. Offenbar war es seine Aufgabe, den Spieß zu drehen. Bevor sie ihn fragen konnte, ob das Leben in England immer so sei, spürte sie wieder die rauen Hände an den Schultern, die sie herumdrehten. Und sah in das Gesicht einer furchteinflößenden Hexenfrau, die sie mit pechschwarzen Augen betrachtete. Dazwischen ragte eine scheußliche Knollennase hervor, und die stark fliehende Stirn verschwand unter einer Haube.

Die Bedienstete, die Lysbette grob zu sich umgedreht hatte, stieß sie so heftig in die Rippen, dass sie nach Luft schnappte. »Das ist die *Herrin!*«, zischte sie.

Sollte sie einen Knicks machen? Sie mit *Madame* oder *Lady More* oder einer anderen Bezeichnung anreden, die ihr nicht in den Sinn kam? Aus Angst davor, bei dieser ersten, entscheidenden Begegnung mit der Herrin einen Fehler zu machen, schwieg sie. Das Schweigen zog sich unangenehm in die Länge, während sie sich gegenseitig musterten. Lysbette konnte sich nicht gegen den bösen, unverzeihlichen Gedanken wehren, der ihr ins Gehirn kroch. *Warum nur hatte der große Sir Thomas More ein solches Wesen zur Frau erkoren?*

»Sie ist völlig durchnässt«, stellte die Bedienstete fest. »Bevor man sie zu Master More bringen kann, wird sie sich komplett umziehen müssen ...« Sie rümpfte die Nase über